In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 30. Posen, den 29. Juli 1927. Nr. 30.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

6. Fortsetzung.

Erregt rückte Krasputin an dem Tisch näher.

„Du wolltest mir sagen, wozu du das alles —“

„Rauchst du?“ unterbrach ihn der andere trocken und ging selbst zum Fenster, von dem er ein schweres, verschnürtes Paket nahm.

„Da! Sieh dir das an! Lies es durch in den Tagen. Ich habe dir hier ein paar Bücher besorgt, die dich interessieren. Von weißer und schwarzer Magie, von Fakiren, von Astrologie und so weiter. — Na — langsam!“

Er wehrte den stürmischen Küssen des Russen, der ihm das Paket ungestüm aus der Hand riß.

„Bücher! Bücher!“ jubelte er — „die ich immer suchte! Ich las ganze Nächte hindurch, als ich Kind war. Von Zauberern und Geistern. Doch immer nur Hefte für zwei, drei Kopeken. Wie sehnte ich mich nach den richtigen Büchern! Wodurch kann ich dir für das alles nur danken?“

Verlegen schob Ahrenberg ihn in den Erker. Er mußte sich einleben in diesen Jungen, der viel zu viel Stimmungsmensch, Brausekopf war für seine Empfindung. Die Seele des Russen war für ihn ein Rätselbuch mit sieben Siegeln. Er fühlte, daß hier immer Vorsicht am Platze war, um nichts zu verderben.

„Na also! Dann lies dich fest, bis du genug hast! Am Abend gehn wir in die Oper. Aida. Kannst dich im Foyer dann den Leute mal zeigen.“

Der Jüngere gab ihm darauf keine Antwort. Er hatte den Kopf in die Hände gegraben und las in den Büchern mit glühenden Wangen.

Ahrenberg grinste spöttisch, als er stumm hinausging. Er schloß schnell die Türe und blieb draußen stehen, als wolle er horchen.

„Lies dich gründlich satt!“ höhnte er in Gedanken — „bis auch noch der Rest deines Grippses verdreht ist. Das Zaubern besorge ich dann schon allein!“

Er schlug mit den Fingern vergnügt eine Volte und pendelte tänzelnd die Treppe hinunter...

*

„Du — sieh nur da drüben — den reizenden Menschen! Du — schau doch nur, Erna! — Nein, geradeaus — dort, ja — ist er nicht himmlisch!?“

Der zierliche Bubikopf war in Bewegung. Zwei brennende Braunaugen starrten begeistert ins Foyer der Oper, wo Krasputin eben an Ahrenbergs Seite ganz langsam vorbeiging.

Die Freundin bog sich ohne Hast nach der Seite, da ihr eine Dame die Aussicht versperrte. Sie sah Krasputin nur noch etwas von rückwärts.

„Figur hat er schon,“ meinte sie sachverständig. „Und tip-topen Smoking. Du, aber die Haare! Wer trägt denn noch heute so mordslange Haare?!“

Fast gleichzeitig drehte sich Krasputin um und sah scharf herüber. Sie hätte fast ihre Praline verschluckt, an welcher sie lutschte. So war sie erschrocken.

„Du, ob er's gehört hat? Das ist doch nicht möglich auf diese Entfernung. Doch wie er sich umdrehte! Wie er mich ansah! Unheimlich, die Augen. — Man kann davon träumen!“

„I denke, die Haare gefielen dir nicht?“

„Es klang etwas spitzig.

„Vielleicht ist er Künstler. So ausländisch schaut er.“

Ganz unbewußt nahm sie den Arm ihrer Freundin. Sie drängten sich beide durchs Foyer hinüber, wo Krasputin wieder durch Menschen verdeckt war. Er ging stets in Gruppen, denn Ahrenberg schien alle Leute zu kennen.

„Herr Ahrenberg? Sie hier?“

Er schien überrascht und zog die Hand einer schon älteren Dame galant an die Lippen.

„Gewiß, Frau Baronin. Seit einigen Tagen zurück von der Reise. Wie reizend, daß ich gleich so liebe Bekannte — was macht der Herr Sohn? — Ah, Pardon — Sie gestatten — Herr Krasputin — Frau Baronin von Simmern.“

Sie sah interessiert in die Augen des Russen, der sich stumm verneigte.

„Sie sind wohl ein Ausländer?“

„Russe —“

„Ah!“ machte sie mit delikater Betonung. „Sie sind noch nicht lange bei uns?“

„Nein. Seit kurzem. Die Russen sind ja heute meist nur noch Gäste der anderen Menschen. Ein Volk ohne Heimat.“

In seiner sonoren, melodischen Stimme schwang Trauer und Weichheit.

Sie nickte mitleidig. Um Ahrenbergs Mundwinkel zuckte es zynisch.

„Herr Krasputin leidet durch seine Begabung,“ erklärte er flüchtig. „Man fürchtet ihn drüben bei den Bolschewiken. Er ist ja der Mann, der Lenin seinen Todestag und seine Krankheit genau prophezeit hat. Sie hörten gewiß schon davon, Frau Baronin. Das ist — er!“

„Ah!“ rief sie erstaunt. „Ja, natürlich! Natürlich!“ Sie war leicht verlegen durch Ahrenbergs Frage. Sie glaubte jetzt selbst sich ganz schwach zu erinnern. „Ach — S i e sind das also! Wodurch wußten Sie denn...?“

Die Röte stieg Krasputin jäh in die Schläfen. Baronin von Simmern verschlang seine Schönheit mit flackernden Blicken.

„Oh — das ist noch gar nichts!“ log Ahrenberg weiter. „Die Absetzung Trotzkis hat er schon verkündet, als Trotzki noch Halbgott war drüben in Sowjet. Er hat auch vorhergesagt, daß in zwei Jahren ein Zar wieder herrsche —“

„Das wäre ja herrlich!“ Sie war ganz begeistert. „Ich habe ja Güter bei Brest-Litowsk, bitte —!“

„Herr Krasputin fand das nicht eben so herrlich, verehrte Baronin! Denn er mußte fliehen, als man seine Weissagung gleich denunzierte. Man fürchtete sich vor der Meinung der Bauern, die Krasputin wie einen Heiligen lieben.“

„Ach?“ drängte sie sich in die Nähe des Russen. „Wie interessant! Unheimlich, solche Begabung!“

„Pst!“ flüsterte Ahrenberg schnell und vertraulich. —

„Nur Diskretion, sehr verehrte Frau Baronin! Sonst macht man ihm auch hier noch mal Scherereien. Seitdem es bekannt ist, daß er auf der Börse die Hausse vorgestern genau prophezeit hat... Die anderen Leute verloren dabei

doch viel Geld. Sie verstehen? Der, der es gewußt hat, natürlich — der schwört jetzt auf Krasputin, aber —"

„Es ist wohl nur halb so schlimm!" lächelte Krasputin, ehrlich verlegen, um etwas zu sagen. Er suchte vergebens die Lügen des Freundes durch Blicke zu hindern. Baronin von Simmern nahm es als Bescheidenheit oder als Vorsicht. Sie legte die Hand auf den Arm des Russen.

Die Saalklingeln schrillten. Man drängte zum Ausgang und lief in die Logen. Die Vorstellung nahm drinnen schon ihren Fortgang.

„Sie müssen uns unbedingt einmal besuchen, Herr Ahrenberg!" bat die Baronin. „Und Sie werden mitkommen? Ja? Also bitte! Ich interessiere mich so —!"

„Oh — wir sind schon die Letzten! — Der Akt hat begonnen," ermahnte sie Ahrenberg weltmännisch lächelnd. „Sie werden doch kommen — zum Tee? Gleich am Mittwoch? — Nur nächste Bekannte..."

„Mit größtem Vergnügen, verehrte Baronin. Scharmantere Stunden als in Ihrem Hause — nur Diskretion, bitte, weil — Sie verstehen..."

Sie nickte geschmeichelt und sichtlich zufrieden.

„Sie auch!" mahnte sie, um ganz sicher zu gehen, und sah dabei drängend in Krasputins Augen.

„Wenn ich... Ich bin glücklich!" erklärte er leise und zog ihre zitternde Hand an die Lippen. Er fühlte den Druck ihrer molligen Finger.

„Bong!" hustete Ahrenberg, als er mit Krasputin wieder allein war. „Ganz gut für den Anfang. Wir konnten heut gar keine Bessere finden als diese Baronin mit ihrer Sucht, stets eine Rolle zu spielen. Von heute ab bist du bei ihr schon gemanaged. Von morgen ab schwört sie auf dich tausend Eide. Nee, nicht in die Loge mehr!" zog er ihn seitwärts. „Was heute zu tun war, das ist ja erledigt. Für die olle Oper verlier' ich die Zeit nicht. — Komm!" sagte er herrisch auf Krasputins Zögern. „Um Opern zu hören, riskier' ich mein Geld nicht." Er zog ihn am Aermel in die Garderobe.

„Du bist oft so launisch! Es war doch so herrlich!" In Krasputins Stimme war echtes Bedauern.

Schweigend und mürrisch ging er neben Ahrenberg über den Opernplatz und stieg ins Auto. Eine tiefe Erregung war in ihm, die ihn herrisch machte. Ahrenbergs kurzes, befehlendes Wesen trieb ihn zur Empörung.

„Warum lügst du immer den Leuten was vor über mich?" stieß er hastig und kurz nach der Seite.

„Wieso?" paffte Ahrenberg Rauch vor sich hin und schob die Zigarre schräg in seine Lippen. „Hast du denn die Sachen nicht mal prophezeit? Weißt du das genau? — Frag' doch die Baronin, die schwört dir darauf. Was willst du noch mehr? Wie?"

Die trockene Dreistigkeit ließ Krasputin wider Willen laut lachen. Doch zwang er sich gleich wieder, ernsthaft zu werden.

„Ich habe nicht nötig, durch Lügen zu wirken. Ich habe doch wirkliche Kräfte in mir."

„Sagst du **mir** das?"

Der spöttische Ton machte Krasputin rasend.

„Du glaubst nicht daran? Wie kannst du noch zweifeln? Du kennst mich ja gar nicht! In mir leben Kräfte, von denen Ihr anderen gar keine Ahnung habt!"

Ahrenberg zog unwillkürlich den Kopf ein, so flammten ihm Krasputins Augen entgegen. Der Junge war närrisch, das war für ihn sicher. Man mußte ihn wie einen Kranken behandeln, sonst war er gefährlich.

Besänftigend drehte er sich nach dem Russen.

„Ich weiß nicht, worüber du dich wieder aufregst!" tat er ganz verwundert. „Ich denke, mehr tun als sein ganzes Vermögen auf deine Kraft setzen, kann doch wohl kein Mensch, wie?"

„So glaubst du an mich?" fragte Krasputin heiser.

„Nee! Nee!" brummte Ahrenberg barsch, wie beleidigt. „Ich schmeiße mein Geld weg, was ich mir in zehn, fünfzehn Jahren ersparte, — nur weil ich dich für einen Blödian halte. Es ist nicht zu blasen, was solch ein Mensch ausdenkt. Als ob man die sauer erworbenen Kröten nur so zum Vergnügen, ganz ohne erst sicher zu sein — ah, pah — pfui Deibel!"

Er drehte sich tief gekränkt in seine Ecke und wartete lauernd auf eine Entgegnung.

In Krasputin kämpften Empörung und Rührung. Er streichelte Ahrenberg, der mit ihm schmollte.

„Verzeih', du hast recht! Ich verstand dich nur falsch, ja? Wer so viel Geld wagt, der muß auch an mich glauben. Das ist selbstverständlich. Ich meinte nur aus deinen Worten zu hören — ich wollte nicht undankbar sein — ganz gewiß nicht. — Ich bin oft so heftig. Das sind meine Nerven — du bist mir nicht böse?"

Aus Ahrenbergs Ecke kam es wie ein Knurren.

„Es tut dann so wehe —!"

Der Jüngere schloß ihn gerührt in die Arme.

Ahrenberg taut allmählich auf und wurde lebhaft. Sein Ton war jetzt väterlich, freundschaftlich mahnend. In würdigem Pathos.

„Du bist noch zu jung, um mich stets zu verstehen. Ich glaube an dich ja wie — an meine Seele. Ich war es doch, der dich entdeckte. Der sich durch das Schicksal berufen fühlt, dir deinen Weg in die Zukunft zu ebnen. Und ich bin bereit, was ich habe, zu opfern."

Er drückte bescheiden die Hände des Russen, die dieser in dankbarer Rührung ihm reichte. Er nickte versöhnlich.

„Doch wenn ich Erfolg haben soll, lieber Junge, dann mußt du es mir nicht noch extra erschweren. Ich muß die Erfahrung, die ich mir erworben, auch richtig verwerten. Ich muß mit den Leuten, so wie sie sind, rechnen. Und nicht mit erträumten. Die Menschen sind aber nun einmal meist Esel. Propheten und Männer mit seltenen Kräften hat man stets verspottet, verbrannt und gekreuzigt. Du kannst heut ein Heiland sein, — ehe die Menge nicht voll an dich g l a u b t, ehe du nicht berühmt, anerkannt und lanciert bist, bist du nur ein armer, verspotteter Tölpel. — Die Menschen, die wollen es nun mal nicht anders. Sie wollen belogen sein. Also laß ihnen doch das Vergnügen!"

Er fühlte, daß Krasputin ihn unterbrechen, ihm antworten wollte und sprach darum schneller.

(Fortsetzung folgt.)

Teko-Teko.

Eine Südsee-Novelle von **Paul Abt.**

„Was für seltsame Augen," hörte ich jemand sagen, als ich eines Abends durch die Straßen von Ratorua schlenderte. Befangen blieb ich stehen, und da sah ich zwei Männer vor der erleuchteten Auslage eines Ladens stehen.

„Ein feines Stück," sagte der eine. „Soll ich es kaufen?"

„Um Himmels willen, nein!" sprach erschrocken der andere. „Kommen Sie! Kommen Sie!"

Und als die beiden im Dunkeln verschwunden waren, trat ich neugierig näher. Da sah ich, was ihre Aufmerksamkeit so erregt hatte: es war ein wunderbar geschnitztes Götterbild, dessen Augen das Licht der Lampen in ganz sonderbarer Weise widerspiegelten. Wirklich, diese Augen waren mehr als geheimnisvoll — sie zogen mich förmlich in den Laden.

„Sie wünschen?" fragte ein alter Maori, der, auf einen Stock gestützt, mir entgegenhumpelte. Ich machte ihm klar, daß ich den Gott kaufen wolle.

„Den Teko-Teko?" fragte er, und dabei klangen diese Worte so seltsam aus seinem Munde. — — — „Den Teko... Teko...?" wiederholte er gedehnt; dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich verkaufe ihn nicht gerne."

„Warum?"

„Er wird Ihnen Unglück bringen!"

„Ach was, dummes Zeug!" dachte ich, „gibt ihn nur her, Alter, er wird mir wohl nicht viel schaden können." Und damit bezahlte ich ihm den verlangten Preis.

Ein solch merkwürdiges Stück sollte wegen eines dummen Aberglaubens aus meiner Sammlung entgehen? „Niemals!"

Zu Hause meines Gastgebers angelangt, betrachtete ich stolz meinen neuesten Kauf: in Holz geschnitzt war der Kopf eines Gottes. Die Augen standen weit hervor, und eingesetzte Muscheln, die in allen Farben schillerten, bildeten die Augäpfel. Der Mund war weit aufgerissen, und die Zunge herausstreckend, grinste mich das Bildnis an. Ein Prachtstück alter maorischer Schnitzkunst! —

Eine Stunde später saßen wir gemütlich beim Abendessen. Da hörten wir plötzlich einen Schrei und gleich darauf einen schweren Fall. Es war im oberen Stock gewesen, wo sich mein Zimmer befand.

Die Treppe hinaufstürmend, vernahm ich ein leises Stöhnen und sah, daß die Tür meines Zimmers weit offen stand. Auf dem

… grünlich in den Augen

„[illegible], diese Augen waren …"

Da stieß mein Fuß an einen dunklen Körper, und zu meinem Erstaunen erkannte ich das Zimmermädchen, das leichenblaß, bewußtlos am Boden lag. Kaltes Wasser brachte sie bald wieder zu Sinnen. Doch verstört blickte sie sich um, und mit einem Schrei floh sie entsetzt aus dem Zimmer.

Später erzählte sie in der Küche, daß sie wie gewöhnlich in mein Zimmer gegangen sei, um Wasser zu bringen. Da habe sie plötzlich das Gefühl gehabt, als ob jemand sie ansehe; die Augen aufschlagend, sei ihr Blick auf meinen Gott gefallen, dessen Augen sich bewegt hätten. Sie behauptete steif und fest, daß er ihr zugeblinzelt habe, und ließ sich von dieser Ueberzeugung nicht abbringen.

Ich schwieg, denn auch ich hatte etwas gesehen, das ich mir nicht eingestehen wollte. — — —

Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch im Zimmer. Ich lauschte, aber alles blieb still. Dabei fiel mein Blick zufällig auf den Teko-Teko, der auf dem Tisch beim Fenster stand. Der Mond spielte auf der Fratze, spiegelte sich in den Augen …

Mein Atem stockte … Mein Herz pochte schneller, die Haare sträubten sich … Die Augen … Die Augen … Sie bewegten sich! Lächelten mich an, teuflisch. — — — Dann plötzlich wurden sie ernst, hielten meinen Blick gefangen, sprühten grünliche Lichtpfeile zu mir herüber. Der Teko wurde größer und größer, die heraushängende Zunge verschwand im Munde, die Lippen bewegten sich … bewegten sich immer deutlicher, und flüsternd drang es an mein Ohr: „Bring mich zurück … bring mich zurück! … Oder ich verderbe dich …"

Schweißgebadet, in wahnsinniger Furcht lauschte ich; entsetzt starrte ich nach dem Ungetüm … Wollte schreien, aber nur ein heiseres Würgen kam aus meiner Kehle …

Näher kam das Ungeheuer, näher die satanischen Augen …

„Bring mich zurück …"

„Ja! … Ja!" würgte ich … dann entschwanden mir die Sinne — — —

Als ich erwachte, war es Tag. Mein Körper war wie gelähmt, der Kopf schmerzte und die Augen brannten.

„Uebermüdung vom gestrigen Marsche," sagte ich mir.

Und dennoch hätte ich schwören können, daß das Erlebnis kein Traum war, denn nie in meinem Leben werde ich diese Augen vergessen können! — — —

Da mein Bruder diesen Morgen nach Auckland verreiste, beschloß ich, ihm den Teko mitzugeben. Beim Abschied meinte er lachend: „Sei unbesorgt, ich werde den Kerl schon meistern, wenn er mir Streiche spielen will!" —

Gegen Mittag hörte ich, wie ein Auto vor unserem Hause hielt. Bald darauf kam mein Freund in mein Zimmer gelaufen und bat mich, schnell hinunterzukommen, meinem Bruder sei ein Unfall zugestoßen. Ich folgte ihm sogleich und fand den Bruder auf einem Diwan liegend, die rechte Hand in einer Schlinge.

„Hier nimm deinen behexten Teko; ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben!" rief er mir entgegen und erzählte, wie er beim Einsteigen in den Zug mit dem Teko ans Geländer des Eisenbahnwagens gestoßen, dadurch ausgerutscht sei und beim Fallen die rechte Hand verstaucht habe. Er war überzeugt, daß ihm der Teko diesen Streich gespielt hatte.

„Dummer Aberglaube!" sagte mein Gastgeber und trug den Teko in sein Zimmer.

Am Abend spielten wir bis spät in die Nacht hinein Bridge. Mein Freund war in ausgelassener Stimmung und machte sich fortwährend lustig über unseren Glauben an solch „dummes, unmögliches Zeug". Endlich gegen zwölf Uhr gingen wir schlafen. Mir graute vor dieser Nacht. Aber wider Erwarten schlief ich bis zum Morgen, ohne daß sich das Geringste ereignete.

Beim Frühstück traf ich meinen Bruder, dessen Hand bedeutend besser war. Nur unser Freund, der sonst immer der erste war, fehlte. Wir warteten eine halbe Stunde, eine Stunde; unser Gastgeber kam immer noch nicht. Unheil ahnend klopften wir an seiner Tür; — — — keine Antwort. Als wir die Tür aufrissen, sahen wir unseren Freund röchelnd auf dem Bette liegen. Sein Gesicht war aschfahl und ganz verzerrt. — — — Nach einer Weile kam er wieder zum Bewußtsein, und die Augen aufschlagend, fiel sein Blick auf den Teko. Mit einem fürchterlichen Schrei sprang er aus dem Bett, zur Tür, wo er, am ganzen Leibe zitternd, zusammenbrach. Und seltsam, im gleichen Augenblick durchzuckte ein Krampf meinen Körper, sah ich deutlich die Vision der vergangenen Nacht; leise flüsternd drang es an mein Ohr: „Bring mich zurück … Bring mich zurück …"

Ich lief, lief, den Teko unterm Arm, so schnell ich konnte nach dem Laden des alten Maori. Dieser lächelte geheimnisvoll, als er den Teko sah, strich liebkosend mit der Hand über die Fratze und sprach: „Ich wußte, daß Sie ihn zurückbringen würden. Sie sind nicht der erste."

Mehr hörte ich nicht; krachend schlug ich hinter mir die Ladentür zu, froh, den Unglücksgott los zu sein.

Meinem Freunde ging es besser, als ich zurückkehrte, aber er war so schwach von dem Schrecken, den ihm der Teko während der Nacht eingejagt, daß er den ganzen Tag im Bett liegen mußte. Er war seit dieser Nacht wie umgewandelt, sein Gesicht wie versteinert. Während der ganzen Woche, die ich noch bei ihm zu Gaste war, habe ich ihn nicht lachen sehen.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Strecker und Schröder in Stuttgart dem neu erschienenen Buche „Im Banne des Zauberers" von Paul Abt entnommen.)

Nachtflüge.

Von Dipl.-Ing. Albert Gregory.

Nachtflug, Flug im Nebel, das waren die beiden Probleme, vor denen noch vor kaum drei Jahren die Fliegerei fast ratlos stand. Mit einbrechender Dunkelheit mußten alle Flugzeuge den schützenden Erdboden erreicht haben. Jeder Nebel auf der Flugstrecke zwang zur Notlandung.

Heute durchfliegen die Verkehrsflugzeuge mit unverminderter Sicherheit selbst größere Nebelstrecken, falls sie sie nicht überfliegen oder umgehen können. Heute gibt es einen regelmäßigen Nachtflugverkehr auf der Strecke zwischen Berlin und Königsberg, der sich in diesem Sommer glänzend bewährt hat.

Und doch ist das Problem des Nacht- und Nebelfluges als solches noch nicht restlos gelöst, das Problem nämlich, dem Flugzeugführer sein Gleichgewichtsgefühl wieder zu geben in dem Augenblick, in dem die Erde außer Sicht ist. Die Psychologen haben viel von der Fliegerei in dieser Beziehung lernen müssen. Die Theorie, daß der Gleichgewichtssinn ein selbständig arbeitendes Organ sei, ist gründlich widerlegt. Der Flieger, der in den Nebel oder in stockfinstere Nacht gerät, weiß nicht mehr, wo oben und unten, wo rechts und links, wo Erde und Himmel, wo Horizont und Zenith sind. Der Gleichgewichtssinn versagt in dem Augenblick, in dem der Gesichtssinn den festen Orientierungspunkt des Erdbodens verloren hat. Das Geheimnis dieser psychologischen Erscheinung ist noch ungeklärt.

Eine Fülle technischer Einrichtungen hilft über diesen Mangel hinweg. Wasserwage, rotierender Kreisel sind heute so verbessert, daß sie wenigstens die Gleichgewichtslage sichern. Aber für die Orientierung muß man dem Flieger feste Punkte schaffen, die Erde wieder sichtbar machen.

Im Schein vieltausendkerziger Scheinwerfer, die über den Startraum des Flugplatzes Tempelhof fast Tageshelle verbreiten, schiebt sich langsam der Riesenvogel der Junckersmaschine G. 23, die allnächtlich den Verkehrsflug mit Passagieren und Post nach Königsberg zurücklegt, aus dem gähnenden Rachen der Flughalle. Grün und rot leuchten Steuerbord- und Backbordlampen. Der Pilot blickt zum Windrichtungsanzeiger auf, der auf hohem Maste vor den gewaltigen elektrischen Lampen erleuchtet wird. Die letzten Wettermeldungen! Sind sie schon bei Tage das wichtigste Material für die Sicherheit des Fliegers, so bedeuten sie in der Nacht für ihn fast alles. Regen, Wind und Sturm kümmern ihn wenig, aber große Nebelstrecken sind die Träger der Gefahr, denn er hat eine fest vorgeschriebene Bahn. Die Propeller springen an, ruhig, sicher, mit kurzem Start erhebt sich das Großluftfahrzeug, die Passagiere in behaglicher Kabine. Zwei Piloten am Steuer, die Sicherheit des Fluges zu erhöhen. Der ganze Weg bis nach Königsberg ist durch gewaltige Scheinwerfer signalisiert. In regelmäßigen Abständen, in Sicht von einem zum nächsten, geben sie auch in finsterster Nacht den beiden Piloten die Route, und den festen Orientierungspunkt, der dem Gleichgewichtssinn sein Funktionieren ermöglicht. Gespenstisch gleitet das Flugzeug von Leuchtmast zu Leuchtmast. Jeder gewaltige Scheinwerfer ist gleichzeitig ein Notlandungsplatz mit allen Vorkehrungen für eine glatte Landung. Rechts und links die beiden Lampen am Boden, die dem Flieger zeigen, welchen Weg zur Landung er nehmen muß. Zwischen ihnen hindurch muß er auf das rote Licht steuern, um einen ungestörten Landungsplatz zu finden.

Im Innern der Kabine an der Radiostation der Telegraphist, der mit den Flugplätzen seiner Strecke in ständiger Verbindung steht und so jederzeit die geographische Orientierung nachprüfen kann, wenn einmal Witterungsverhältnisse den Piloten von seiner Bahn verdrängt haben.

Dann aber kommt die Kunst der Landung, sie ist die Kunst, die bewundernswerte Leistung des Piloten. Selbst das hellste Scheinwerferlicht vermag nicht, die für die Landung notwendige Gewißheit über die mehr oder minder große Bodennähe zu geben. Langsam und vorsichtig senkt sich das Flugzeug. Nun geht es, mit sicherem Gefühl den Moment der Landung abzupassen. Der Begleiter löst die elektrische Zündung der beiden an den Tragflächen hängenden gewaltigen Raketen. Strahlend hell flammen sie auf und beleuchten taghell den Boden, auf dem das Großflugzeug glatt aufsetzt.

Reibungslos läuft dieser Apparat, der Fluggast, der in seiner wohlig erwärmten, beleuchteten Kabine träumerisch in das Meer der Finsternis starrt und die herrliche Schönheit eines solchen Nachtfluges genießt, ahnt kaum etwas von all den sorgsam erprobten technischen Einrichtungen, die hier reibungslos ineinandergreifen.

Auf zwei Postflugstrecken nach Kopenhagen und Danzig haben Junckers und Aerolloyd die Erfahrungen für den Nachtflugverkehr gesammelt. Auf diesen Erfahrungen konnte man bei der deutschen Lufthansa einen regelmäßigen sicheren Passagiernachtverkehr einrichten, dem bald weitere Strecken folgen.

Schriftsteller-Anekdoten.

Von Franz Blei.

Rudolf Alexander Schröder las einmal Gedichte vor. Einige Zuhörer redeten etwas laut. Schröder unterbrach sich: „Wenn die Herren, die sich unterhalten, etwas weniger Lärm machten als die Herren, welche schlafen, würde das den Herren, welche zuhören, nicht unangenehm sein."

*

Der uralte Mommsen sprach in einer Gesellschaft von der Liebe. „Ich kenne," sagte er, „drei Arten, eine Frau zu lieben:

erst streichelt man sie . . . dann küßt man sie . . . und dann . . . ja, das dritte hab' ich jetzt vergessen."

*

Als sich jemand über die Untreue der Frauen beklagte, sagte Schnitzler: „Das ist eine eingebildete Krankheit, mein Lieber. Die wenigsten Männer sterben daran. Die meisten leben davon."

*

„Wo steckst du denn? Man sieht dich ja gar nicht mehr," sagte — es ist viele Jahre her — jemand zu Rößler. Der: „Ich bin Möbelhändler geworden." — „Und geht das Geschäft?," — „Gott, bis heute hab' ich nur meine eigenen verkauft," sagte Rößler.

*

„Borgen Sie mir sechshundert Mark," sagte Erich Mühsam. — „Wozu brauchen Sie so viel Geld?" — „Um meine Schulden zu bezahlen. Ich will endlich damit Schluß machen," sagte Mühsam.

*

Jemand wollte in das neue Stück von Halbe gehen. „Nehmen Sie sich einen Revolver mit," sagte Wedekind, „es ist eine so einsame Gegend."

*

Frank Wedekind sollte einen Schauspieler an den Direktor B. empfehlen und gab ihm zu diesem Zwecke das folgende Billett mit: „Mein lieber Direktor B.! Der Schauspieler, der Ihnen diese Zeilen überbringt, sagt, er sei komisch. Wenn er es ist, danken Sie mir. Wenn er es nicht ist, danken Sie ihm. Der Ihre F. W."

*

Eine hübsche, vielgeliebte Schauspielerin lag auf den Tod. Unter den Freunden, die sie besuchten, war auch Keyserling, dem die vier Treppen etwas schwer fielen. „Ein bißchen hoch," stöhnte er. „Ja, lieber Freund, das ist mein letztes Mittel, ein Männerherz für mich schlagen zu machen."

*

Der Dichter und Arzt Gottfried Benn ist nicht gern beim Nachmittagsschlaf gestört. Eine Frau stürzt herein: „Mein Junge hat eine Maus verschluckt, Herr Doktor!" — „Lassen Sie ihn eine Katze schlucken und mich in Frieden," sagte Benn.

*

Der Maler Weißgerber bekam im Kriege eine Kugel in den Oberschenkel. Acht Tage suchen die Aerzte danach. Er litt viel und fragte schließlich, was man denn suche. „Die Kugel!" „Herrgott, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt! Ich hab' sie in meiner Rocktasche!"

*

„Lassen Sie mich sterben, Doktor," sagte eine sentimentale Patientin zu Gottfried Benn. Der aber: „Bitte keine Ratschläge, ich kenne mein Metier."

*

Ein berüchtigter Theaterautor schickte Barnowski ein Stück mit einem Brief: „Ich wette zwanzig Mark, daß Sie mein Stück nicht lesen werden." Anderen Tages bekam der Verfasser zwanzig Mark und auf der Postanweisung stand: „Sie haben gewonnen. Barnowski."

*

Stefan George und Friedrich Gundolf sprechen über die letzten Dinge. George meint, das Weltgeschehen spiele sich in Aeonen ab, und wir befänden uns im Anfang eines Aeon. Gundolf, begierig nach dem tiefsten Wissen, fragt, ob die einzelnen Aeonen im vernünftigen Zusammenhang miteinander stünden. Worauf George ihn vernichtend anblickt: „Das geht Sie einen Dreck an! Das geht kaum mich etwas an!"

Slawko Barta, der Mann, der Dynamitpatronen schluckt.

Slawko Barta diente während des Krieges in der österreich-ungarischen Armee und hatte sich durch seine mitunter ans Unglaubliche grenzende tollkühnen Stückchen bald einen Namen gemacht. Für diesen Mann schienen die physikalischen Gesetze nicht zu bestehen, er spielte mit abgezogenen Handgranaten, Dynamitpatronen und ähnlichen Dingen, wie Kinder mit Murmeln und sonstigem ungefährlichen Spielzeug. Nach Friedensschluß ging Barta nach Jugoslawien und machte sich hier sehr schnell einen geachteten Namen als Athlet und Sportsmann, der allerdings seine etwas eigenartige Liebe für gefährliche Experimente mit Sprengstoffen beibehielt. Dieser Barta führte nun vor einigen Wochen vor einem Kreis von Sachverständigen und Journalisten in Zagreb (Agram) ein etwas seltsames Experiment mit einer Ekrasitpatrone aus.

Eine etwa 25 Zentimeter lange und 3 Zentimeter breite, mit Dynamit oder Ekrasit gefüllte Patrone, die mit Leichtigkeit eine Panzerkassette sprengen kann, nimmt Barta, nachdem er sie mit einem gewöhnlichen Taschentuch umwickelt hat, in den Mund und läßt das Pulver der Patrone durch eine x-beliebige Person vermittels einer an der Patrone befestigten Lunte zur Entzündung bringen. Während dieses Experimentes hält eine zweite Person an den Hinterkopf Bartas einen scharf geschliffenen Degen oder eine Bajonettspitze. Barta will damit beweisen, daß er in der Lage ist, vermittels seiner eminenten Körperkraft und dank einem langjährigen Training auch den gewaltigen Rückstoß, der bei der Explosion einer Patrone entsteht, zu inhibieren. Die Sachverständigen haben sich dahin geäußert, daß ein normaler Mensch, der ein solches Experiment wie Barta ausführt, nicht nur eine schwere Gehi[…] würde auch die infolge des Rückstoß[…] hülse die Rachenwand und Halswirbelsäule […]

Slawko Barta aber nimmt die Patrone zwischen die Zähne, die Lunte wird entzündet, die Patrone explodiert nach wenigen Sekunden und Barta nimmt lächelnd das Taschentuch, mit dem er die Patrone umwickelt hatte, aus dem Mund. Dann dreht er sich um, zeigt seinen Hinterkopf, der von der scharfen Spitze nicht einmal geritzt worden ist. Er beabsichtigt, dieses Experiment in allen Hauptstädten Europas und Amerikas zu zeigen, um damit zu beweisen, was ein Mensch mit guten Nerven und eiserner Energie zu vollbringen imstande ist.

Aus aller Welt.

Was kostet ein Mensch? Es gibt von Zeit zu Zeit Menschen, die wohl weniger um des Wertes willen, der solchen Behauptungen innewohnt, als der Beachtung wegen, die man solchen Hypothesen und damit auch dem Namen des, der sie aufgestellt, entgegenbringt, Mutmaßungen über den Wert des Menschen verlauten lassen. Die neueste Hypothese stammt von Dr Pierle de Canyon aus Texas und ist in allen Teilen echt amerikanisch. Für Pierle ist der Mensch lediglich ein Häufchen Fett, Eisen, Kalk, Schwefel und Zucker, dem man etwas schmutziges Wasser zugesetzt hat. Und diese Stoffe sind in so geringer Menge vorhanden, daß ein Mensch, der 150 Pfund wiegt, nur so viel Fett liefert, daß man daraus drei Wachslichte fertigen könnte. Ein Stückchen Tuch kann man in seinem Wasser waschen, während das Eisen zur Anfertigung eines Nagels von der Größe des kleinen Fingers gerade reicht. Mit seinem Kalk kann man einen Hühnerstall tünchen, mit seinem Schwefel die Flöhe eines alten Hundes töten. Um einige Tassen Tees zu süßen, hat er gerade Zucker genug. Das alles, richtig abgeschätzt, und auf den gegenwärtigen Preis der Dinge umgerechnet, ergibt in Summa knapp einen Dollar. — Mit diesem Ergebnis müßten wir uns zufrieden geben, wenn nicht Caron, ein italienischer Spezialist für dergleichen Berechnungen, entrüstet über diese herabwürdigenden Angaben, mit aller Gewissenhaftigkeit gleichsam als Ehrenrettung eine Gegenrechnung aufgestellt hätte, die zu einer wesentlich anderen Wertung gelangt. Caron hat nämlich festgestellt, daß Pierle etliche Dinge vergessen hat, die auch ihren Wert haben. So sind sieben Kilo Wasserstoff ein Aequivalent für achtzig Kubikmeter Gas, abgesehen von den vierzig oder fünfzig Kilo Sauerstoff, die ein normaler Mensch abgibt. Die „kohlensaure Säure", welche in unserer fleischigen Hülle enthalten ist, kommt jener Menge gleich, die neuntausend Zeichenstifte, das ist die fünfundzwanzigfache Höhe der Siegessäule, enthalten. Außerdem, so sagt Caron, unterschlägt Pierle den Phosphor: wir haben ihn in solchen Mengen, daß man 820 000 Streichhölzer daraus fertigen könnte. Und was das Eisen anbetrifft, so reicht es nicht für einen, sondern für sechs Nägel aus. Auch Fett ist nicht für drei, sondern für sechzig Kerzen enthalten. Außerdem enthält der menschliche Körper zwanzig Löffel Salz. Wenn Caron auch weiter nichts sagt, nichts auf Dollar umrechnet, auf Pfund nicht oder Mark, so können wir doch beruhigter sein. Denn noch nicht einmal Dollarwert besitzen, das ist etwas happig. Eingestanden: was bekommt man schon für vier Mark zwanzig?

Fröhliche Ecke.

Starker Toback. Ein Chicagoer erzählt: „Bei uns ist jetzt ein Theater eröffnet worden, das ist so groß, daß, wenn die Zuschauer der letzten Reihen mit unreifem Obst nach dem Schauspieler werfen, dieses verfault auf der Bühne ankommt."

„Da sollten Sie aber mal erst unsere neue Oper sehen," erwidert ihm ein Neuyorker, „wenn da von den hintersten Bänken mit rohen Eiern geworfen wird, flattern diese als ausgewachsene Hühner den Sängern um die Köpfe." (Fliegende Blätter.)

*

Ein Wink. Der Besuch langweilte die Dame des Hauses fast zu Tode, als ihr Hund hereinkam. „Ah!" rief der Langweiler aus, „haben Sie ihm wieder etwas Neues gelehrt, seit ich das letztemal hier war?"

„Jawohl. Sie brauchen ihm nur zweimal kurz zu pfeifen und er wird sofort Ihren Hut bringen." (Tits-Bits.)

*

Was ist wahr? Ein Zeuge wurde vernommen. Er schwor feierlich: „Herr Richter, was ich gesagt habe, ist alles wahr. Seit meiner Kindheit bin ich mit der Wahrheit verheiratet!" — „Ich zweifle nicht daran," sagte der Richter, „aber seit wann sind Sie verwitwet?" (The Tatler.)

*

Lieber Simplizissimus! Chemieprofessor Huber aus der Schweiz ist ausschließlich Wissenschaftler. Er sieht die Welt durchs Fenster seines Laboratoriums, in dem er mit chemischen Zauberformeln die Elemente regiert. Und sieht nun eines Tages, wie seine Kinder im Hof mit Begeisterung in einer Riesenpfütze planschen. Da öffnet der Chemieprofessor das Fenster und ruft streng: „Geht mal sofort aus der Flüssigkeit!" (Simplizissimus.)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.